

Das aktuelle Thema

Winfried Hassemer Frankfurter Profile*

I. Rahmen

1. Ein Scherz

Ein herrlicher Sonntagmorgen im frühen Herbst. Noch vor ein paar Stunden hatte es geregnet, und jetzt konnte man weit ins Land sehen. Zu dritt stiegen sie auf im Ballon, und alsbald breitete die weite Ebene sich unter ihnen aus, im Saum der Berge. Von fern tuckerte ein Schiff. Sie vergaßen alles im Rausch der stillen Fahrt, zeigten einander, was sie erkannten da unten. Bis sie dann nicht mehr einig waren über das, worüber sie da hinwegglitten, bis die Linien des Flusses, der Straßen, der Hügel und der Wege nicht mehr so ganz passten zu ihren Erinnerungen, und sie sich fragten: Wo sind wir hier? Heiter zuerst, mit der Zeit aber doch bang auf der Fahrt ins blaue Unbekannte, ins Offene.

Da schickte ihnen der heilige Antonius – ungerufen übrigens, aber im Rahmen seiner Zuständigkeit – Hilfe in Gestalt eines kleinen Flugzeugs, das Fallschirmspringer aus sich entließ, einen nach dem andern. Die müssen wissen, wo wir hier sind, sagten sich die im Ballon, denn sie sind ja gerade aufgestiegen. Und als einer in Rufweite an ihnen vorbei in die Tiefe schwebte, fragten sie ihn mit zum Trichter geformter Hand: »Wo sind wir hier?« Und der rief zurück: »Im Ballon«. – Als sie sich nach ihrer tiefen Verwunderung über diese Antwort wieder gefasst hatten, war er ihnen längst entschwabt. Und da sprachen sie zueinander: Das war die Antwort eines Juristen: absolut präzise, absolut zutreffend und absolut unbrauchbar.

Ein böser Scherz sticht ins Juristenherz. Mich sticht er gleich doppelt. Habe ich ihn doch in meiner mit Recht berühmten Einführung in die Grundlagen des Strafrechts zitiert und muss ich deshalb registrieren, dass alle, die, wie Sie gerade, diesen Scherz lachend quittieren, meine Einführung nicht gelesen haben, jedenfalls nicht von Anfang bis Ende, wie es sich gehört; denn gute Witze vergisst man nicht. Aber sticht er nicht ein bisschen auch Sie? So unbeschwert, denke ich, kann man als Jurist jetzt nicht fröhlich sein, und wer nur für fünf Pfennige nachdenkt, dem bleibt das Lachen alsbald im Halse stecken; denn es ist ja was dran am Urteil »absolut unbrauchbar«, und irgendwie kann man, selbst als Jurist, die Leute im Ballon doch auch verstehen.

Das Dilemma scheint ohne Ausweg zu sein. Da hat sich der fallschirmspringende Jurist beim Vorbeischweben Mühe gegeben, den Leuten die Wahrheit zu sagen und nichts als die Wahrheit; da hat er sich jahrelang in Studium und Referendariat geistig krumm gelegt, seine Rede auf das Wesentliche zu konzentrieren und nicht herumzuschwafeln – und so wird ihm gedankt: Die andern halten ihn für nicht ganz bei Trost. Gewiss, es liegt ein Schuss kalter Arroganz in seinem dahingeworfenen »Im

* Festvortrag zur 90-Jahr-Feier des Fachbereichs Rechtswissenschaft der J. W. Goethe-Universität und der Frankfurter Tage der Rechtspolitik 2004 im Casino-Gebäude des Campus Westend.

Ballon«; aber kann man das dem armen Mann nicht nachfühlen nach den Miriaden von Versuchen, begriffsstutzigen Laien auch nur die einfachsten juristischen Zusammenhänge zugänglich zu machen? Und wiederum: Liegt nicht über allem eine tiefe Melancholie: weil das Verhältnis der Juristen zu den normalen Menschen doch so grässlich scheitern muss – immer und immer wieder?

2. *Melancholie*

Genau diese Melancholie hat den Frankfurter Fachbereich Rechtswissenschaft über Jahre hinweg (die besten, wie ich meine) vorangetrieben und ihm dabei sein Profil verschafft. Mit dieser Melancholie sollte es in Frankfurt (und ein bisschen auch anderwärts) nämlich ein Ende haben, die Juristen wollten aus ihrer fernen kalten Zivilrechtsdogmatik in die sozialwissenschaftliche Wärme des menschlichen Alltags finden, sie wollten auf dem Stuhl des dünnen Revisionsrichters ab jetzt den blutvollen Sozialarbeiter sehen, sie wollten mit den Leuten im Ballon sprechen von Du zu Du, und sie wollten ihnen das Leben zumindest erklären, wenn möglich es verbessern können. Außerdem wollten sie den tiefgründigen Reichtum, der unsere Wissenschaft ja eigentlich auszeichnet, neu entdecken und in ihre professionelle Arbeit einweben. Das alles wollte der Frankfurter Fachbereich so ab den frühen siebziger Jahren. Er nannte es, in falscher Bescheidenheit, vielleicht aber auch aus Angst vor einer Haftung beim Scheitern, »Wiesbadener Modell« und schwor, sich ab jetzt daran zu halten. Auf seiner Programmtafel stand damals:

- die Verbindung der juristischen Teildisziplinen miteinander und mit den Grundlagen Rechtsphilosophie, Rechtslehre, Rechtssoziologie, Rechtsgeschichte und Rechtsvergleichung;
- der Blick auf die juristische Praxis, lernbereit und ungetrübt vom billigen Spott hochnäsiger Hochschullehrer über die blinde Rechtsdogmatik von Reichsgericht und Bundesgerichtshof;
- die Entschlossenheit, Politik und Rechtspolitik zum Gegenstand der Rechtswissenschaft und der juristischen Ausbildung zu machen –
- kurz: der Wille, die juristische Esoterik aufzubrechen, das Fach zu öffnen für die Studenten, aber auch für die Leute im Ballon.

Der Fallschirmspringer, der sein juristisches Profil in diesen Jahren brav und vollständig in Frankfurt am Main erworben hat, hätte die Leute im Ballon nicht so abgespeist wie sein Bruder aus der juristischen Normalversion. Er hätte ihnen vermutlich geantwortet: »Genau genommen, sind Sie hier natürlich im Ballon; aber das werden Sie selber wissen. Und wenn ich Ihre Frage im Kontext verstehe – und ein Verstehen ohne Rücksicht auf den jeweiligen Kontext ist sowieso immer daneben, jedenfalls bei empirischen Sätzen –, wenn ich Sie also richtig verstehe, dann ist Ihr eigentliches Problem nicht, dass Sie im Ballon sind, sondern dass Sie sich verfliegen haben. Aber machen Sie sich bitte keine übertriebenen Sorgen; 43% der über 30jährigen verfliegen sich bisweilen, und ist das Verfliegen, so frage ich Sie, nicht auch eine Chance, neue Horizonte zu erfahren? Apropos Horizonte...«. Und so wäre es dann weiter gegangen, unter Berührung von Philosophie, Geschichte und Politik vor dem Rechtsproblem des Sich-Verfliegens. Und am Ende hätte unser Frankfurter Jurist, denn er war ja sensibel und praxisnah ausgebildet, sich besonnen und angefügt: »Also, da unten liegt Großkleindorf, und der Fluss ist die Nidda; am Ufer sehen Sie dort in der Biegung ein großes Haus; das ist eine prima Kneipe. Aber wie Sie es schaffen, gerade dort zu landen, weiss ich natürlich auch nicht.«

Ist das Verhältnis der Juristen zu den normalen Menschen nach der Frankfurter Variante nicht auch grässlich gescheitert, fast noch grässlicher als das nach der

Normalversion? Es ist – und zwar schon deshalb, weil die Leute im Ballon noch nicht einmal die Chance gehabt hätten, die letzte, halbwegs brauchbare, Information des schwebenden Juristen überhaupt mitzukriegen. Sie hätten sich entsetzt die Ohren zugehalten bei dem Geseire, hätten sich verzweifelt gefragt: Wann kommt er denn endlich zur Sache?, und sich noch tiefer beleidigt gesehen durch diese autopoietische juristische Sprechmaschine, die auf alles Rücksicht nimmt, nur nicht auf die Zuhörer.

Beidesmal also gescheitert, und beidesmal am selben Hindernis: an den Leuten im Ballon. Für sich genommen waren die Antworten freilich makellos: kurz und treffend die eine, informativ und anregend die andere; man könnte über beider Wahrheit lange meditieren. Wenn nur nicht die Zuhörer wären – und dieses verdammte Zeitproblem des schwebenden Juristen.

3. *Das Heil in der Mitte*

Das Heil, das wissen wir alle, liegt wie immer in der Mitte, in der kontextkonzentrierten, kurzen, aber hilfreichen Antwort. Diese Mitte gibt es nicht einfach so wie es das Naturrecht gibt; sie ist vielmehr eine kontingente, eine wandernde Mitte, von mir aus auch eine konstituierte oder verhandelte Mitte. Sie wanderte über die Jahrzehnte wie ein Riss durch den Frankfurter Fachbereich Rechtswissenschaft, von rechts nach links nach rechts, wenn man so will. Und natürlich wanderte sie ohne Unterlass auf immer neuen Ebenen, eben zusammen mit dem mal langsam, mal schnell wandernden Zeitgeist – so dass niemand zu sagen weiss, was genau denn die Wörtchen »links« und »rechts« damals, anders als heute, wirklich bedeutet haben. Ein bewegliches Ziel, diese Mitte, und schwer zu markieren.

Die Frage war ja nie, dass die Antwort kurz sein sollte, hilfreich und konkret; das war klar. Die Frage war immer, was denn eine kontextkonzentrierte und hilfreiche Antwort jeweils sei.

Bis in die siebziger Jahre verlief die mittlere Linie ganz beim lakonischen Juristen, der unseren bösen Scherz zu verantworten hat, dann rückte sie entschlossen in die Nähe der Sprechmaschine, also links, wie das damals hieß, um dann Ende der achtziger Jahre Meter für Meter sich dem Normalmaß zu nähern, das wir heute, wenn ich nicht ganz falsch liege, erreicht und bereits rechts überholt haben. In demjenigen Teil des Raumes, wo die autopoietische Sprechmaschine steht, gibt es derzeit nicht mehr viel Mobiliar – kaum Professoren, ein paar unbelehrbare oder neuerdings wieder frech gewordene Mittelbauer, und Studenten schon fast gar keine (letzteres ist freilich nicht überraschend, wie ich noch zeigen werde). Der heutige Frankfurter Jurist würde noch nicht mal »Im Ballon« sagen. Zu dieser Form von Geschwätzigkeit könnte er sich nicht aufraffen; er würde nur – je nach Temperament – belustigt die Arme heben oder sich an die Stirn tippen. Für die Leute im Ballon hätte sich die Sache dadurch nicht entscheidend verbessert. (Und für den Juristen natürlich auch nicht.)

Aber: Soll es wirklich so enden, gibt es für die Juristen nur grässliches Scheitern und böse Scherze auf ihre Kosten, gibt es keinen Ausweg, egal, wo man ihn sucht – an der Weser oder am Main, an der Isar oder am Rhein? Um diese Frage verlässlich beantworten zu können, müssen wir mit dem Witzemachen aufhören und weit zurückgehen in die Geschichte unseres Fachbereichs. Was ist in Frankfurt wirklich passiert in diesen Jahren?

Aber gemacht, so einfach geht das nicht. Zum klassischen Frankfurter Profil, das ich Ihnen ja skizzieren soll, gehört es jedenfalls zuerst einmal, sich des Behauptungsmodus seiner Aussagen zu versichern und über ihn auch Rechenschaft zu legen, bevor man loslegt. Kann man das denn wirklich vertreten, was man da sagt, und wie lange? Sollte man es nicht lieber in Frageform präsentieren oder im Konjunktiv?

Die Frage: »Was ist in Frankfurt wirklich passiert in diesen Jahren?« – so gestellt und noch das Wörtchen »wirklich« betont, nimmt mir jeglichen Mut, weiter zu reden. Woher soll denn ausgerechnet ich wissen, wie es »wirklich« war? Ich war zwar dabei, aber nicht bei allem und nicht immer; und außerdem hatte ich permanent meine schöne Brille auf, die auch nicht gerade eine Generalbrille war, sondern halt meine. Und die Erwartung, dass meine Bilder der Erinnerung mit denen der anderen übereinstimmten, ist tollkühn, ja abwegig, ist sie im wirklichen Leben doch immer und immer wieder widerlegt.

Nie konnte ich ohne fremde Hilfe verstehen, wie ein anständiger Mensch als Historiker arbeiten kann – tut er doch nichts anderes als die Historie nach seinem Bild zu formen. Was sollte er denn auch sonst anstellen mit dem Wust unendlich vieler Informationen, die man fast alle vergessen muss, um ein wirklich wirkliches Bild hinzukriegen, und den nicht vergessenen Rest muss man dann auch noch zu einer Gestalt kneten? Darf man denn das? Die Philosophen behaupten wenigstens nicht mehr als das, was sie sich selber alles ausgedacht haben, die Juristen reproduzieren fremde Meinungen und zeichnen sie als herrschende aus oder brandmarken sie als minder, und die Naturwissenschaftler lassen sich auf die Prognose ein, der nächste Versuch gehe genauso aus wie dieser – alles biedere Sprechakte, die nicht mehr scheinen wollen als sein. Die Historiker aber sagen: So war's, obwohl doch keiner dabei gewesen ist, zumeist noch nicht mal sie selber. Darf man das? Und warum soll man glauben, was sie da erzählen?

Sie sehen, meine Hürden, Ihnen aus der Vergangenheit zu berichten, sind hoch, und ein bisschen schäme ich mich ob meines lebensfremden Zauderns. Denn ich weiss aus freundschaftlichen Gesprächen mit Experten wie Rückert und Stolleis, dass ich da durch muss: Wenn ich Ihnen nicht vortragen kann, wie es wirklich war, sondern nur, wie ich es mir ausgedacht habe, werden Sie, mit Recht, den Raum verlassen und ein Bier trinken gehen; ich jedenfalls würde das tun an Ihrer Stelle: Wirklichkeit ist doch das Mindeste, was man vortragen muss, wenn erinnert werden soll.

Ach, Wirklichkeit. Was ist denn schon Wirklichkeit, hätte Pilatus fast gefragt, und ich könnte mich ihm nur anschließen. Auch wenn jetzt wirklich einige von Ihnen ein Bier trinken gehen: Ich verspreche Ihnen keinen Bericht darüber, wie es wirklich war, denn das weiss ich wirklich nicht; ich verspreche Ihnen vielmehr nur, dass ich ein paar Bilder herumzeige, wie sie noch an meinen Wänden hängen (ein paar schon stark vergilbt, ein paar auch aus dem Rahmen gefallen), und außerdem – schließlich sind wir hier nicht im Museum, sondern in der Universität und also zu Tieferem verpflichtet – den Versuch, diese Bilder ein wenig zu deuten und in ihre Umgebung zu stellen. Mehr gibt's nicht, weil es zu mehr einfach nicht reicht. Wirklichkeit wird hergestellt, nicht abgemalt. Se non è vero, è ben trovato soll mein Wahlspruch sein, und da ich mich unter gebildeten Frankfurter Juristen befinde, werde ich niemanden erschrecken bei dem Versuch, nicht alles bloß frisch und munter auszulegen, sondern mich bisweilen auch – in ausschließlich pädagogischer Absicht natürlich – des Unterlegens zu bedienen.

Also Bilder einer Ausstellung, aber bitte nicht in einem wirklichen, sondern in einem virtuellen Raum: Jede und jeder muss die Chance haben, ihre eigenen Bilder neben die meinen zu hängen; nur dann darf man es wagen, bisweilen das Wörtchen »wirklich« in

den Mund zu nehmen. Und endlich: Ich versuche, meine Scheu zu überwinden, Ihnen Punktuelleres und Persönlicheres vorzutragen; nur so darf man hoffen, Profile zu verstehen, in denen die Menschen ja gelebt haben und leben, und nicht nur Masken zu betrachten. Wer seit den siebziger Jahren in Frankfurt war, wird sich erinnern – wenn auch sicher anders und an anderes als ich. Wer nicht, mag halt die Bilder anschauen.

II. Bilder

1. Feuerkopf

Aller Anfang ist schwer, sagt Volkes Stimme. Meinen Frankfurter Anfang im Ohr, hat sie jedenfalls recht (um uns politisch korrekte Peinlichkeiten zu ersparen: mit »Frankfurt« meine ich hier immer »Frankfurt am Main« – mit einer kleinen Ausnahme, aber die kommt noch). Ich bin von München aus als Feuerkopf gestartet und kam hier in die abziehenden Wetter eines Infernos, das diesen Kopf im Widerschein eher bleich erscheinen ließ. (Wenn ich den Berichten Glauben schenken darf, muss es, einige Jahre zuvor, Herrn Geerds, von Kiel kommend, ähnlich ergangen sein.)

Als Feuerkopf, in der Tat. Im Sommer 1972 hatte ich mich in München habilitiert und im Habilitationsvortrag schlank behauptet, die gesetzlich angeordnete Pflicht des verurteilten Straftäters, auch noch die Kosten seines Verfahrens zu tragen, sei nicht nur resozialisierungsfeindlich, sondern auch verfassungswidrig; angeregt hatte mich ein Münsteraner Fall, wo ein wegen übler Nachrede milde Verurteilter die siebenstelligen Kosten der Beweisaufnahme über seine Behauptung tragen musste, irgendein Großkopfeter habe eine Bluttat begangen – Strafe durch die Hintertür. Was die Münchner Kollegen über meine Thesen dachten, weiss ich nicht wirklich; sie haben mich in der Hitze dieses Sommers jedenfalls passieren lassen. Herr Naucke in Frankfurt freilich sagte mir alsbald, dieser Vortrag sei nicht zitierfähig. Ich fand das schon deshalb vertretbar, weil ich bis heute nicht verstanden habe, was er damit eigentlich gemeint hat.

Damit noch lange nicht genug. In dem Münchner Wintersemester zwischen Habilitation und Weggang nach Frankfurt habe ich – Frankfurt schon im Visier – »Kriminalsoziologie« gelesen, weil es sonst keiner lesen wollte und weil ich dachte, dass das gut zu mir passte; Kriminalsoziologie war in diesen Zeiten das Streichholz an der Lunte, weil der dort aufsteigende Stern des »Labeling approach« vortrug, Kriminalität sei nichts weiter als der gescheiterte Versuch einiger armer Würstchen, sich gegen das label »kriminell« zu wehren, welches die Instanzen formeller Sozialkontrolle ihnen auf die Stirn gedrückt hatten: Polizei, Staatsanwälte und Strafrichter. Dies also trug ich vor und hatte sofort full house. Vor allem die radikale AK-(Arbeitskreis)Fraktion fand meine Vorlesung weiterführend für ihre politische Arbeit und brachte mich dazu, noch ein vertiefendes Seminar beizufügen. (Viele Jahre später wurde einer aus dieser Gruppe mein hoch geschätzter Frankfurter Mitarbeiter; er bereichert jetzt die »Süddeutsche Zeitung«.)

Das, und noch mehr, schien mir ein passendes Entrée zur revolutionären Kaderschmiede zu sein, als welche die Frankfurter Juristen sich bis nach München durchgesprochen hatten. Doch es sollte ganz anders kommen.

a) Vorsingen

Eine Warnung hätten mir die Frankfurter Wünsche für mein Vorsingen im November 1972 sein müssen. Die Frankfurter wollten innerhalb von zwanzig Minuten zweierlei bündig abgehandelt sehen: das Verhältnis von Rechtstheorie und Rechtspraxis sowie die Position und die Inhalte einer Lehrveranstaltung »Rechtstheorie« im Frankfurter Curriculum; ich dachte mir weiter nichts dabei und hielt mich daran. Auch als Herr Osborg mich mit tückischem Grinsen fragte, was denn meine Art von Rechtstheorie zu dem Skandal zu vermelden habe, dass sie in italienischen Fabriken die Förderbänder heimlich beschleunigten, ohne die Löhne anzuheben, klingelte bei mir noch nichts. Nur als der Moderator Simitis mir gütig zuraunte, darauf brauchte ich nicht zu antworten, wurde ich hellwach, weil mich sofort der – natürlich falsche – Verdacht beschlich, ich sollte zu meinem Schutz den weit überhöhten Preis bezahlen, die Frage eines Frankfurter Wilden nicht umgehend beantworten zu können. Also sagte ich irgendwas. Ich war ja ein Feuerkopf.

Als ich dann ab dem März 1973 in Frankfurt war, konnte ich die Szene nach und nach überblicken; wandern Sie mit mir, ich zeige sie Ihnen.

b) Professoren

Meine erste Frankfurter Vorbotin war Regina Ogorek, an deren Münchner Promotionsverfahren ich irgendwie beteiligt war und die mir verwegene Einzelheiten aus dem Dekanat zu berichten wusste; sie haben ihre Schuldigkeit getan und sind längst versunken.

Ähnlich attraktiv wie die Dekanatsassistentin erschienen mir die Frankfurter Professoren, die ich nach und nach kennen lernte: Sie waren alle so nett, so beweglich, so aufgeschlossen und so jung (und einige sahen auch wirklich gut aus). In München waren sie alle so alt, so langsam und bedeutend; sie kommunizierten untereinander aus großer Ferne wie hohe Berggipfel, unter sich die vielen Assistenten und Hilfskräfte, die das Tal darstellten. Die Frankfurter waren ganz anders. Sie packten einander argumentativ am Kragen und versuchten, den andern in die eigene Ecke zu schleppen. Sie waren pausenlos irgendwie anwesend und immer engagiert, sie redeten permanent von den Frankfurter Besonderheiten: Professoren, Studenten, Curriculum – alles neu, alles unerhört. Das Frankfurter Selbstbewusstsein war turmhoch – wenn sie nur nicht so oft davon geredet hätten.

Der wesentliche Unterschied zwischen Frankfurt und München lag, wie ich bald herausfand, darin begründet, dass in Frankfurt die alten Professoren zwar noch da waren, aber nicht mehr so richtig sichtbar: Hier war die Schlacht um den Muff von tausend Jahren geschlagen, und der Sieg war eindeutig ausgefallen; da hatte ich mir eine Menge erspart. Alles war so frei, so neu und so spannend, wie eines der Zauberwörter damals hieß.

Na ja, nicht ganz. Mit der Zeit steckte man mir, dass gerade die Fraktion der neuen, freien und spannenden Kollegen über meine Berufung nicht so recht begeistert war. Sie hatte mich, verständlich, meiner wissenschaftlichen Herkunft zugeschlagen, die nicht ganz so neu und spannend war. Das war ein bisschen lästig für mich und auch ein bisschen kränkend; immerhin wollte ich ja gerade deretwegen nach Frankfurt, die mich nicht so richtig wollten.

Handfester war die Frankfurter rechtstheoretische Scholastik. Statt Neugierde und Aufbruch fand ich Gewissheit und Standpunkte: die analytische Rechtstheorie, ausgerechnet. Das war ein hoch differenziertes Denkgebäude, voll möbliert und alle

Sachen genau am richtigen Platz, und zwar endgültig. Am Eingang wohnten Koch und Rößmann, im Hintergrund wiegte Simon sein schweres Haupt, ließ den juristischen Blick hin und her wandern und hielt ein Bündel leiser Weisheit in einem Fuder lauter Frechheit versteckt. Sie traten auf in schimmernder Rüstung, an der alle Pfeile abprallten, wussten auf alles eine Antwort, und zwar eine sowohl präzise als auch eindeutige, und das, worauf sie ausnahmsweise einmal keine Antwort hatten, war eben keine wissenschaftliche Frage.

Wer sich unbewaffnet in ihre Nähe begab, war alsbald verloren. Sie verfügten nämlich über eine tödliche Waffe: die Alternativenquetsche, wie Wiethölter das einmal genannt hat; wer sich in der Verfangen hatte, konnte nur noch beten. »Sprachspiel« war damals nicht nur ein wissenschaftlicher Begriff, sondern auch eine universitäre Strategie. Einigen Kollegen aus so gestrigen Fächern wie Zivilrecht oder Strafrecht war das alles augenscheinlich ein bisschen peinlich; sie stellten, wenn die Rede darauf kam, tapfer die anderen Frankfurter Vorzüge heraus oder versuchten, sich thematisch zu verdrücken.

Ich jedenfalls habe mich bemüht, die analytischen Rechtstheoretiker weiträumig zu umgehen. Dass mir das nicht ganz gelungen ist, war mein Glück; denn wenn sie auch im Mittelfeld oder gar im Sturm jämmerlich spielten: in der Verteidigung konnte man eine Menge von ihnen lernen.

c) Studenten

Und die Studenten? Ja, die Studenten waren prima, damals. Der milde Dekan Diestelkamp hatte immerhin darauf bestanden, dass ich, da ich ja nun Professor für Rechtstheorie war, dieses Fach dreistündig anbiete. In die erste Vorlesung ging ich mit Stichworten auf zwei DIN-A-4-Blättern: Literatur-Empfehlungen und Überblick über das, was ich in dieser Veranstaltung alles vorhatte. Die Studenten (korrekt: ich meine natürlich vor allem die Studentinnen – das Wort »Studierende« möchte ich mir nicht mehr zumuten) sahen mich so neugierig und zustimmend an und meldeten sich so lebhaft zu Wort, dass ich, was ich zu sagen hatte, nur ihren Augen ablesen musste. Und so haben mir diese beiden Blätter für das Sommersemester 1973 als Manuskript gereicht. (Später habe ich zu so etwas nicht mehr die Traute gehabt; wahrscheinlich Altersschwäche).

Noch frankfurterischer war es im Seminar. Ich kam hier her, Kopf und Herz erfüllt von einer »themenzentrierten interaktionellen Methode«; die hatten sich die Assistenten der Münchner Jurafakultät im Semester davor angeeignet (von den Professoren hatte sich keiner dafür interessiert, vermutlich mit Recht). Diese Methode war eine veritable Revolutionierung der universitären Lehre und ein treuer Spiegel des Zeitgeists, führte sie doch nicht nur Demokratisierung, sondern auch verstehende Wärme im Schilde. Der Prof war ein Mensch wie du und ich, alle sagten Du zueinander, jeder sollte »sein eigener Chairman« sein, störende Fragen hatten Vorrang vor sachlichen. Meine zehn Frankfurter Studenten im Seminar waren begeistert, und ich auch. Wir lasen, diskutierten und badeten im Langener See. Humboldt lächelte verschmitzt.

Im nächsten Semester waren es nicht zehn, sondern vierzig Studenten, unter ihnen die zehn aus dem Vorsemester. Das alles realisierte ich leider erst in dem Augenblick, als ich den Seminarraum betrat; eine Vorbesprechung hatte es natürlich nicht gegeben, sie wäre ein bürgerliches Relikt gewesen und hätte die notwendige Spontaneität getrübt. Dass ich vierzig Damen und Herren nicht so einfach duzen konnte, war sofort klar, und so begann ich in der Normalsprache eines Juraprofessors, bis einer von meinen zehn vorsemestrigen Duzfreunden verlauten ließ: »Aber Winfried!«. Und nun begann

mein Abstieg: Ich duzte sie alle auf der Stelle, hatte eine schmerz- und gedankenreiche Woche bis zur nächsten Seminarstunde, wo ich ein kurzes Referat über das Verhältnis von sozialer Realität, mitteleuropäischer Kultur und bürgerlichen Umgangsformen hielt und danach allen förmlich das »Sie« anbot. Sie waren's zufrieden. Den Höhepunkt studentisch-professoraler Übereinstimmung durfte ich freilich vor den Fahrstühlen im Erdgeschoss des Juridicums erleben – an einem Ort, an dem sich sowieso ein wichtiger Teil der universitären Kommunikation und Sozialisation zu ereignen pflegte. Den Jüngeren hier im Saal zum Hintergrund: Zu jener Zeit gab es in Frankfurt einen sagenhaften Repetitor namens Kuschmann (den ich leider niemals gesehen und niemals gehört habe.) Und da begab es sich, dass – ich wollte nach meiner Vorlesung erschöpft und glücklich in den fünften Stock fahren – ein Kommilitone von der Seite an mich herantrat und also sprach: »Sag mal, kannst Du mir sagen, wo's hier zum Kuschmann geht?«. Da war ich endlich angekommen.

3. *Sachliches*

a) *Revolution und Gartenschere*

Gleich nach dieser Ankunft habe ich gespürt, dass in Frankfurt besondere Profile produziert werden. Dieses Gefühl wurde vermutlich geschärft durch meine fast vollständige Entlastung von den Mühen der Enkulturation am fremden Ort; ich konnte nämlich, als Rheinhesse, mit den Frankfurtern auf Augenhöhe kommunizieren, und sie waren mir auch sonst vielfältig lieb und nahe.

Umso fremdartiger erschien mir der Fachbereich Rechtswissenschaft. Man stelle sich nur einmal vor, dass einem ein bewunderter Kollege (es war der empfindsame Herr Denninger) mit leuchtenden Augen dazu gratuliert, dass man auch bei halboffiziellen Anlässen in einer grünen Lederjacke erscheint; die Münchner hätten mich zumindest scheel angesehen (denn es war kein Lodenwams), die Frankfurter empfanden das offenbar als frankfurterisch, ja zum Teil als ein äußeres Zeichen der Revolution, die wir allenthalben veranstalteten. (Ich habe die Jacke erst lange nach dem Zeitpunkt ausgemustert, da sie das verdient hatte, und mit schwerem Herzen, Herrn Denninger im Hinterkopf.)

Auch sonst war alles schwer besonders in Frankfurt. Eine Juristenfakultät gab es schon gar nicht mehr; sie nannte sich jetzt »Fachbereich«, wie mir mit finsterner Zufriedenheit berichtet wurde. Ich habe nach kurzem Erschrecken begriffen, dass dies absolut modern war (etwa so wie das Juridicum modern war, das einem alles, was irgendwie rund oder verspielt aussah, architektonisch schon deshalb austrieb, weil man es dort nirgendwo abstellen konnte); außerdem konnte die Umbenennung der Fakultäten in Fachbereiche bei den Naturwissenschaften oder den Philologien ja vielleicht wissenschaftsexekutorisch irgendeinen Sinn machen, das musste man wirklich anerkennen. Aber traurig war ich schon ein bisschen, denn im Getäfel einer Fakultät hätte ich mich schon ästhetisch besser gefühlt als im Bohnerwachs eines Fachbereichs. Aber darauf durfte es ja nicht ankommen, das war bürgerlicher Schein, der vom Wesentlichen ablenkte; an dieser Stelle hielt man besser seinen Mund, um die Revolution nicht zu gefährden.

Das Wesentliche war ein bisschen Forschung und viel, viel Lehre, vor allem Lehre (kommt Ihnen das irgendwie bekannt vor?). Dagegen konnte man ja auch eigentlich nichts haben – außer dem schlechten Gewissen, das man mit sich herumtrug, wenn man mal, statt zu unterrichten, ein gutes Buch las oder einen Apfelwein hinunterzwang. Gewöhnungsbedürftig aber waren die wissenschaftspolitischen Gartenscheren, die alles um das Wesentliche herum abschnitten und gedankenlos sicher waren,

dass das Schneiden alter Zöpfe jedweden Kopf nur verschönern kann – ein schwerer Irrtum, wenn man sich einmal umschaut.

Dass es keine Talare mehr gab (außer einem im Dekanat, hieß es hinter vorgehaltener Hand – aber was kann man mit einem einzigen Talar schon auf die Beine stellen?), fand ich wegen des Muffs von tausend Jahren ganz in Ordnung – auch wenn bisweilen, statt eines barmherzig verbergenden Talars, dünne Beinchen hervorschielen, und die manchmal noch in Sportschuhen. Den Höhepunkt Frankfurter Erniedrigung aus Reformeifer habe ich freilich heute vor einer Woche in Lissabon durchlitten. Dort haben sie mir einen Talar geschenkt: damit ich nicht als armes schmales Frankfurter Würstchen unter den hochmögenden Professoren herumlaufen musste.

Dass der Status des »Ordinarius« und seines »Lehrstuhls« zugunsten der knöchernen Registratur »H 4« kassiert worden war, verteidigte ich tapfer vor mir selber mit Argumenten aus der famosen »themenzentrierten interaktionellen Methode« – andere Argumente waren ja auch nicht zur Hand. Ich habe es bis heute ziemlich gelassen ertragen, dass es in Frankfurt keine ordentlichen Professoren mehr gibt und dass ich eine Professur habe und keinen Lehrstuhl.

Schlimm wurde es freilich dort, wo sich die wissenschaftspolitische Gartenschere zur Schere im Kopf ausgewachsen hat, wo junge promovierte Juristen ihren Weg zur Habilitation erst gar nicht beschritten mit dem Argument, sie dürften ihre den Studenten so kostbare Lehrzeit für einen solchen Auswuchs der Ordinarienuniversität wie eine Habilitationsschrift nicht opfern: »In der Arbeitsgemeinschaft ist mein Platz, nicht in der Bibliothek.« Nun weiss man natürlich nie, was an diesem Argument revolutionäre Moral war und was man etwa hoch hängenden Trauben zuschreiben durfte. Trotzdem: Das war eine der wenigen Gelegenheiten, wo ich mich in eine altnodische Fakultät hinweggeseht habe.

b) Hervorhebungen

Ehrlich: Es war eine der wenigen Gelegenheiten. Ansonsten war es während dieser Zeit in Frankfurt ziemlich herrlich. Wir waren alle jung, saßen beieinander wie die Vögel auf der Stange und zwitscherten nicht immer harmonisch, aber in vielfältiger Melodik in die Welt. Die Grenzen zwischen Freundschaft und Kollegialität waren nicht überall sichtbar, wir haben oft miteinander gefeiert, und da wir noch nicht so viele waren, hat Weyers fast alle zu seinen sagenhaften Würstchenessen eingeladen, wo das körperlich ruinöse Fußballspiel der Professoren die Hoffnungen einiger Privatdozenten auf plötzlich freiwerdende Professuren immer nur nährte, aber nie erfüllte. Das Frankfurter Profil aus den siebziger und achtziger Jahren – und ich behaupte: es gab nie ein anderes – ist in dieser Zeit entstanden. Ich führe Ihnen das an drei Bildtafeln vor: dem Sitz der Politik im Frankfurter Fachbereich, der Geburt unseres Curriculums und der vierten Frankfurter Schule.

aa) Der Sitz der Politik

Die Entwicklung unseres Profils begann – in meiner Erinnerung – mit der Entschlossenheit vieler Frankfurter Professoren, sich nicht nur um Studenten, Bücher und Aufsätze, sondern auch um die wissenschafts- und rechtspolitische Umgebung zu kümmern. Gewiss waren immer Juraprofessoren in die Politik abgewandert, etwa Radbruch früher, Biedenkopf und Ehmke später; gewiss hatten außerhalb von Frankfurt einige – vor allem in den Reformphasen der Bundesrepublik – ihre Lehrstühle verlassen und für eine gewisse Zeit ein politisches Amt übernommen, das ihren rechtspolitischen Vorstellungen eine Bühne versprach: Baumann, Klug oder Maihofer.

Das machte auch regelmäßig Sinn, weil gute Juristen eigentlich mit ihrer Fähigkeit, ganz unbekannte Probleme verorten und strukturieren zu können, normalerweise auch in politischer Komplexität zurechtkommen. Normalerweise.

In Frankfurt war das noch ein bisschen anders. Hier war die Gewissheit verbreitet, dass ein guter Professor auch ein politisch denkender – freilich nicht unbedingt auch politisch handelnder – Professor ist, dass man der Universität und der Rechtswissenschaft eine gute Zukunft nicht nur durch Forschung und Lehre erarbeiten kann. Professoren unseres Fachbereichs haben zu Zeiten, da es darauf ankam, in der Leitung der Universität und im Wissenschaftsministerium Aufgaben übernommen. Politisch wache und aufgeregte Studenten haben uns unter argumentativen Druck gesetzt, uns auch außerhalb der Vorlesungen und Seminare in unserer Professionalität zu zeigen. Diese Rolle war nicht einfach zu spielen, aber für viele von uns selbstverständlich. Politische Ereignisse waren nicht nur Exempel für Lehrinhalte; sie waren nicht selten auch Gegenstände des Unterrichts.

Ich weiss noch, dass die Frankfurter Strafrechtler – fast alle – den Polizeipräsidenten Müller aufgesucht haben, um einer Deeskalierung von Einsätzen gegenüber den Studenten das Wort zu reden, und ich betrachte mit verschämtem Stolz auf meiner Fahrt mit der Straßenbahn von der Universität zum Hauptbahnhof rechts vom Haupteingang des früheren Polizeipräsidiums den verblichenen, aber für den Experten noch gut lesbaren Schriftzug »Profs«, und lasse mir auf der Zunge zergehen, wie das mal vollständig hieß: »Schützt eure Profs«.

Wenn Sie das für Pfadfinderromantik halten: bitte schön. Wir waren halt jung. Aber vergessen Sie nicht, dass ich hier nur herausgeputzte Einzelzungen eines Profils vorstelle, das breite Wurzeln hat. In Frankfurt hat 1968 viele Spuren hinterlassen. Eine davon war die Überzeugung, dass Wissenschaft und Politik von Anfang an und bis zum konkreten Ende miteinander zu tun haben, dass Forschung und Lehre der Juristen sich nicht verlieren, sondern sich vielmehr finden, wenn sie ihre Folgen mitbedenken, und dass es deshalb zur Ausstattung eines anständigen Fachbereichs gehört, die Voraussetzungen und Wirkungen von Wissenschaft und Ausbildung systematisch zu ihrem Gegenstand zu machen.

Bevor ich vor Rührung über die schönen Zeiten zerfließe, muss ich freilich noch zwei Kanten einschleifen.

Die erste ist simpel und warnt vor dem Eindruck, von Frankfurt sei weiland das Heil der Welt ausgegangen. Nein: Es ist überall erblüht, mal dürr und mickrig, mal frech und rund, nur bei uns war es halt besonders prachtvoll und dauerhaft. So reicherten sich in meinem Fach, wo ich das ein wenig beurteilen kann, die kriminalpolitischen Maßstäbe der Strafrechtswissenschaft ab Mitte der sechziger Jahre an und nahmen, bis in die Habilitationsschriften hinein, die Reflexion kriminologischer Ausgangspunkte und kriminalpolitischer Wirkungen von Strafgesetzgebung, Strafrechtsdogmatik und auch Juristenausbildung in sich auf. Das hat bis heute überdauert: Rechtspolitik gehört heutzutage fast überall zur Rechtswissenschaft dazu, und in Frankfurt bestimmt sie das juristische Profil mit.

Die zweite Kante ist ein bisschen scharf und tut weh: Unser Begriff des Politischen war nicht hinreichend, er war professoral im schlechten Sinn – eng und abstrakt. Wir waren eher gut in der Rezeption und Verarbeitung der großen historischen und sozialwissenschaftlichen Zusammenhänge, wir waren eher blind für unsere unmittelbare politische Umgebung. Eine Wand aus Glas stand in diesen Jahren zwischen der Stadt Frankfurt, den juristischen, wirtschaftlichen und kulturellen Institutionen, dem Land Hessen einerseits und den Fachbereichen der Universität mit einem ausgeprägten Frankfurter Profil, auch uns, andererseits. Man umging einander, auf beiden Seiten, hatte schiefe Bilder vom andern, und man misstraute einander auch. Selbst

juristische Praktiker, die an uns interessiert waren und die in unseren Veranstaltungen mit Engagement und Befriedigung mitwirkten, mussten bisweilen erst davon überzeugt werden, dass die Studenten sie schon nicht fressen werden, wenn sie unbewaffnet auf dem Campus auftauchen. Das ist heute zum Glück ganz anders geworden; es war ein langer Weg hierhin, an dem viele Institutionen, auch Personen, auch aus unserem Fachbereich, hilfreich beteiligt waren.

bb) Die Geburt unseres Curriculums

Das Wort »Curriculum« klang den Reformern in Schule und Universität zu der Zeit, von der ich rede, so ungefähr wie den Katholiken das Wort »Monstranz«: Mitte und Mysterium. Ich konnte anfangs den Kopf nicht verstehen, den sich die Frankfurter darum machten, und schon gar nicht den Plan, ausgerechnet mich, statt mich richtig auf die Studenten loszulassen, erst mal an die Organisation eines Curriculums zu binden; er hat zum Glück nie das Licht der Welt erblickt. Ob man den Besonderen Teil des Strafrechts vier- oder fünfstündig anbietet, ob mit oder ohne Übungen und Arbeitsgemeinschaften – das, so dachte ich, sei doch nun wirklich kiki. War es aber nicht. Die Frankfurter rührten mit der schmalen Kelle des Studienplans das gesamte juristische Studium – nein: die gesamte juristische Wissenschaft – von unten nach oben um und um. Sie haben halt nichts Besseres zu tun, dachte ich mir damals. Sie haben das Beste gemacht, was sie konnten, wurde mir alsbald klar.

Sicherlich kann man ein Curriculum auch in zwei Stunden entwerfen. Man muss die gewohnten Sachen nur fortschreiben und anpassen. Man kann ein Curriculum aber auch zum Anlass der Frage nehmen, warum die Sachen eigentlich heute so gemacht werden sollen wie letztes und vorletztes Semester, ob es wirklich tragfähige Gründe dafür gibt und ob die auch heute noch gelten. Geht man den letzteren Weg, so hat man Freiheit und Weite gewonnen – sich aber auch die Möglichkeit eingehandelt, sich in der weiten Freiheit zu verirren. Um diese Gefahr zu reduzieren und weil das Curriculum, um das man streitet, am Ende stabile und auch informierte Mehrheiten für ein gemeinsames Lehrkonzept der gesamten Professorenschaft finden muss, geht man am besten gleich gemeinsam los. Das haben wir gemacht, oder doch die allermeisten von uns.

Natürlich hatten wir am Ende einen Semesterstudienplan, ein Curriculum im schmalen Sinn; das ist weder schwierig noch überraschend. Nicht überraschend ist auch, dass wir danach klüger waren als zuvor: Wenn man sich über Jahre hinweg jeden Monat einmal zusammensetzt, eine Sache diskutiert, das Treffen gut vorbereitet und es streng konzentriert, Texte verteilt und Protokolle verfasst, dann wird etwas hängenbleiben. Nein, überraschend war, dass das gemeinsame Lernen Dauerhaftigkeit, Verbindlichkeit und Tiefe geschaffen hat, die uns über Jahrzehnte hinweg getragen haben.

Wir haben das Studium, in Maßen, neu strukturiert, haben Verbindungen aufgelöst und andere geschaffen – sowohl innerhalb der einzelnen Fächer als auch zwischen ihnen als auch in der Abfolge der Semester vom Anfängerunterricht bis zum Examinatorium. Wir haben über den Sinn von Übungen und universitären Prüfungen nachgedacht und daraus eine neue Praxis gemacht. Wir haben den Grundlagenfächern einen Ort verschafft. Wir haben auf fremdes relevantes Wissen, wie etwa die Ökonomie und die Sozialwissenschaften, ausgegriffen. Wir haben ein Modell der Veranstaltungen in den ersten beiden Semestern entwickelt und mit viel kooperativen Mühen ins Werk gesetzt: die fünf Fächer in Vorlesungen, Kolloquien und Arbeitsgemeinschaften aufeinander abgestimmt, frei vom Übungsdruck. Wir waren vorbereitet, als es um die Einbeziehung von Praxis und Praktikern in die universitäre Lehre ging, haben die wiederum mit den Praktikern diskutiert und Formen praxisorien-

tierter Lehre entworfen und ausprobiert. Für mich waren das Sternstunden des Unterrichts – mit der bangen Frage, ob ich meine eigenen Lerninteressen nicht vielleicht zu egoistisch verfolgt habe, ohne pädagogische Abfederung.

Und wenn das alles so prima war, könnten Sie jetzt fragen, warum ist es heute so gründlich verschwunden? Eine gute Frage, ich kann sie auch nicht beantworten. Zwei Ideen immerhin habe ich, eine kleine und eine etwas größere.

Die kleine: Wir waren zu naiv oder, von mir aus, zu unempfindlich gegenüber den Interessen der Studenten. Die heilsame Verunsicherung vor den Bücherbergen in der Bibliothek ohne die Anweisung »Nimm das dritte von links und lies S. 33 bis S. 62 unten« ist nicht jeder Frau Sache. Die Aufforderung »Nun denk doch mal selbst und schreib es auf« überfordert viele Erstsemester – und spätere Semester sowieso, nachdem sie durch Gutachtenstil oder den Unterschied von Raub und räuberischer Erpressung desozialisiert worden sind. Und endlich fordert der klassische Wunsch des Anfängers, die Eltern mit der triumphalen Mitteilung zu beeindrucken »Habe meine Immatrikulation mit 1 geschafft«, die Lozierung mindestens eines kleinen Scheins spätestens im zweiten Semester. Ich werde jedenfalls nie die Empörung später berufener, eher pragmatisch orientierter Kollegen vergessen, die uns ausbildungstheoretischen Fundis vorhielten, wir würden die »Kinderchen« (einer redete wirklich so) grausam überfordern. Eine frühe Frankfurter Folterdebatte, mit Folgen.

Die etwas größere Idee: Wir hatten die Funktion nicht verstanden, welche die Debatten über eine Reform der Juristenausbildung unter den Juristen wirklich haben. Wir hatten, auch hier naiv, angenommen, es gehe um die Verbesserung der Ausbildung. Darum geht es natürlich nicht. Es geht vielmehr um eine Selbstvergewisserung der Juristen, derer sie von Zeit zu Zeit immer wieder bedürfen, dem Mechanismus von Verbrechen und Strafe vergleichbar, wo schon die Normverletzung belegt, dass die Norm noch lebendig ist, weil die Verletzung den Sanktionsmechanismus verlässlich in Gang setzt. Wer es etwa einfacher haben will, kann auch an die Zahnwurzelbehandlung denken: Solange er schmerzt, lebt er noch.

Weil das so ist, ist es auch gänzlich gleichgültig, welche Positionen in den Debatten um die Juristenausbildung jeweils vertreten werden. Nur dass sie vertreten werden, hilft uns auf; schon die Existenz der Debatte schließt uns zusammen und zeigt uns, dass wir noch da sind; ausschließlich zu diesem Ende führen wir die Debatte. Und nur diese Funktionsbestimmung kann auch zureichend erklären, warum die Ausbildungsdebatte für die Bildungspolitik absolut gleichgültig ist: Der Weg ist das Ziel.

Erst seit ich das begriffen habe, kann ich meinen Frieden machen mit dem Schicksal unseres Curriculums und beispielsweise die Frage beantworten, warum die vielfältigen (und teuer bezahlten) Erfahrungen aus den Modellen der einphasigen Juristenausbildung später niemanden mehr interessiert haben – obwohl doch eine, wiederum teure, Evaluationskommission eigens eingerichtet wurde. Ausbildung schafft Zukunft, mit der Vergangenheit hat sie nichts zu tun.

cc) *Die vierte Frankfurter Schule*

Dass es eine Frankfurter Schule gibt, werden Sie wissen. Dass es deren vier gibt, vermutlich nicht. Alsdann: Die erste ist die der Philosophen; die zweite ist die der Cartoonisten; die dritte ist die der Boxer, und die arbeitet in Frankfurt an der Oder. Und die vierte?

Der vierten nähere ich mich nur auf Zehenspitzen. Sie ist äußerst verletzlich, ja zerbrechlich, und sie ist ein geheimnisvolles Gebilde. Man weiss nämlich ziemlich genau, wer und was sie ist; ob sie aber existiert, weiss man nicht so richtig. Warum ich an bevorzugter Stelle auf sie zu sprechen komme: Die vierte Frankfurter Schule ist,

falls sie existiert, gleichsam die Einlösung der frühen Frankfurter Träume, ein getreuer Abdruck unseres Profils, sie ist nichts weniger als die fundierte Verlängerung unseres Curriculums in der Zeit – nur ein bisschen mehr Forschung als dieses und ein bisschen weniger Lehre.

Diese Schule hat sich, wie übrigens alle vernünftigen Schulen, nicht unter, sondern neben den Blicken von Lehrern entwickelt. Sie wurde deshalb auch niemals gegründet, sondern wuchs heran, ohne dass das jemand förmlich registriert hätte. Sie nährte sich, in meinen Augen, nur aus drei Quellen:

- den weit auseinanderliegenden, aber klug abgestimmten Interessen der Frankfurter Strafrechtslehrer ab den siebziger Jahren: Geschichte, Sozialwissenschaften, Psychologie und Psychoanalyse, Philosophie, Wissenschaftstheorie, Wissenschaft von der Politik;
- ihrem Beharrungsvermögen und dem ihrer Mitarbeiter, das sie bis heute fast alle jeden Dienstag im Semester, den Gott werden lässt, in einem Seminar versammelt, und
- der Aufmerksamkeit der Strafrechtswissenschaftler außerhalb Frankfurts, die ihnen eines Tages zuriefen und in ihre Lehrbücher schrieben: »Aber Ihr seid ja eine Schule!« Uns hat das sehr überrascht, denn eine Schule war das letzte, was wir im Auge hatten; aber bei Licht besehen, ist das gar nicht so abwegig.

Wie bei der Suche nach einem Frankfurter Curriculum hat auch das Dienstagsseminar der Strafrechtslehrer vom stetigen wissenschaftlichen Sitzfleisch profitiert. Jede Woche haben wir gelesen, zugehört, gestritten. Wir haben Gäste eingeladen und die Fama genährt, nach Frankfurt solle man nur kommen, wenn man seiner Sache sehr sicher ist. Wir sind ins europäische Ausland gereist, haben uns vor den entsetzten Ohren der Kollegen so auseinandergesetzt wie zu Hause und die Frage provoziert, wie wir denn mit diesen Umgangsformen in Frankfurt kollegial zurechtkämen.

Und mit der Zeit hat sich ein Profil entwickelt, das sich heraushebt und – bei allen Differenzen – klare Züge hat: Wir betreiben unsere Wissenschaft als eine weit ausgreifende »Gesamte Strafrechtswissenschaft« vom Allgemeinen Strafrecht bis zu den informellen Regeln des Strafprozesses, und wir betreiben es auf den Fundamenten der Grundlagenfächer; wir zählen die Rechtspolitik und die strafrechtliche Praxis zu unseren Referenzsystemen; wir betrachten die Verheißungen des Strafrechts als eines Problemlösers eher mit Skepsis. Und wir färben ab, vor allem im Ausland: Vor ein paar Jahren haben Strafrechtslehrer aus Spanien, Italien, Großbritannien und Deutschland in Toledo darüber gebrütet und dann in drei Sprachen publiziert, was wohl die vierte Frankfurter Schule sei; dass es sie gibt, war stillschweigende Voraussetzung. Nur die Frankfurter wiegen die Köpfe.

4. Und jetzt?

Und jetzt, was ist jetzt? Jetzt ist die Vergangenheit vergoldet, der Alltag ist grau, und die Zukunft ist hinter einem schwarzen Vorhang verborgen, Sie sehen es ja.

Verändert hat sich eigentlich nicht viel. Die Profile der Juristen in Gießen, Marburg und Frankfurt dürften sich heute nicht allzu scharf voneinander abheben. Noch immer denkt ein gut sozialisierter Jurist an Lindenmaier-Möhring, wenn er ein Limburger Auto sieht, und im Raum Groß-Gerau fällt ihm unsere Verfassung ein. Noch immer bildet man gute Juristen am besten dadurch aus, dass man ihnen von Zeit zu Zeit ein paar kluge Fragen stellt und sie ansonsten in Ruhe lässt. Noch immer freilich studieren viele Leute Jura, die besser etwas anderes gemacht hätten und um die man sich halt anders kümmern muss. Noch immer ist Teamfähigkeit ein Maßstab: die Neugierde gegenüber fremden Argumenten, die hartnäckige Bereitschaft, sie bis zum

Ende anzuhören, sie abzuschmecken und auf ihnen aufzubauen, und der Mut, die eigene Meinung sichtbar an ihnen zu korrigieren. Noch immer veranstalten wir Examina, in denen wir nicht das abfragen, was wir den Studenten beigebracht haben, sondern das, was sie beim Repetitor lernen können. Noch immer diskutieren wir die Reform der Juristenausbildung und registrieren, dass wir dieses und jenes doch schon mal hatten. Noch immer also sind wir ungefähr so, wie wir immer schon waren.

Ich will das nicht stören. Kraftvolle Kulturen haben diejenigen, die wussten, wie es früher einmal war, immer neben dem Ofen plazierte, die Enkel drumherum. Erinnerungen, die sich nicht, wie etwa die technischen, vollständig aufschreiben lassen, sterben mit denjenigen, die sie haben, und das ist so auch in Ordnung. Vielleicht aber können Sie hinnehmen, dass ich Ihnen zum Schluss zwei Stichworte zurufe, die das Frankfurter Profil über die Jahrzehnte hinweg geschärft haben und weiterhin schärfen könnten – wechselnd in den Einzelheiten, aber unverkennbar. Die Stichworte bestreichen große Felder und lassen der Phantasie deshalb weite Räume. Sie heißen »Ausgreifen« und »Beieinander bleiben«.

Um mit dem letzteren anzufangen: Das Frankfurter Profil begann zu verschwimmen, als die Leute Wichtigeres zu tun bekamen als dieselben Texte zu lesen, beieinanderzusitzen und zu streiten. Manche haben den Fachbereich verlassen und wurden nicht ganz kongenial ersetzt, andere wurden nach und nach abgesogen. Aus dem Beieinanderbleiben aber war der Stamm einer Rechtswissenschaft gewachsen, die in Frankfurt anders war als anderswo. Gewissheiten und Fortschritte, auf die man bauen kann, brauchen stabile und weitläufige argumentative Sedimente, und die wiederum brauchen Zeit und Kraft. Ob das heute noch gehen kann, weiss ich nicht. Was vielleicht gehen könnte, wäre, wie das die Strafrechtler gemacht haben, eine engere Verbindung aller Professoren mit allen wissenschaftlichen Mitarbeitern an den Instituten; die nämlich haben eher Zeit und Kraft.

Wichtiger noch ist das Ausgreifen: nach anderen Wissenschaften, aber auch nach der Praxis. Dabei gehört nach meiner Einschätzung zum Frankfurter Profil, dass es gerade nicht für alle Zeiten bestimmte Wissenschaften sind, auf die sich die Hoffnung auf Belehrung richtet, sondern dass die Maßstäbe beweglich bleiben. Warum sollte nicht, nachdem Rechtsphilosophie und Rechtsgeschichte das frühere Frankfurter Profil geprägt haben, nun die Ökonomie zu einer zentralen Referenzwissenschaft werden, da sie doch auch außerhalb der Rechtswissenschaft immer mehr zu sagen hat, was weitläufige kritische Fragen herausfordert, und da wir nun mit dem Institute for Law and Finance wissenschaftlich wirtschaften können? Ich habe keine Zweifel, dass etwa ein Frankfurter Schwerpunkt für Wirtschaftsstrafrecht durchaus sein eigenes Frankfurter Profil entwickeln könnte – und durchaus auch mithilfe der älteren Frankfurter Traditionen.

Und die Praxis. Ich habe in Frankfurt gelernt, dass die Praxis der Juristen von der Gesetzgebung über die Verwaltung, die Anwaltschaft bis zum Strafvollzug nicht nur die Wissenschaft bereichern und befeuern, sondern die Lehre vom ersten Semester an farbig und rund machen kann. Hier sind die Schätze noch lange nicht gehoben; den richtigen Ausgriff auf die Praxis haben wir nicht geschafft, und wir haben ihn auch den Studenten weithin vorenthalten. Eine Einbeziehung der Praxis, welche der Universität aufhilft, statt sie kaputtzumachen, setzt freilich sorgfältige und mühsame Arbeit in curricularer und in personeller Hinsicht voraus. Aber das werden Sie schon schaffen, wenn Sie es denn wollen; Sie sind ja noch jung.

Und als wirklich keiner von ihnen mehr zu sagen gewusst hätte, wo sie sich befanden, da schickte ihnen der heilige Antonius Hilfe in Gestalt eines Frankfurter Juristen mit neuestem Profil. Der schwebte gemütlich an seinem Fallschirm nach unten und piff sich eins. Und als sie ihn fragten: »Wo sind wir hier?«, antwortete er wie aus der Pistole geschossen: »Auf dem Campus Westend, im Casino-Gebäude, Raum 823.«
Sehn'Se, es geht doch.